



Stammbaum der Familien Forstmeister-Schleiffrass,
Eigentum Geschichtsverein Geinhausen e.V.
Foto: Zentrum f. Regionalgeschichte



LIEBE LESER*INNEN,

Einmal mehr eine bunte Themenpalette regionaler Geschichte liefert das vorliegende Mitteilungsblatt. Einblicke, Wissen und Bilder, die uns zu bereichern vermögen.

Rätsel schon zu Beginn. Farbprächtig ziert der Stammbaum der Familien Forstmeister-Schleifras den Titel. Wozu diene wohl diese „Familienaufstellung“ besonderer Art?

Inhaltlich weiter geht es von der Urkundenkunst zum handfesten Salzgeschäft: Weil heißbegehrt, da unentbehrlich, floss das Orber „weiße Gold“ jahrhundertlang über den Eselsweg in die Spessartgemeinden des Mainvierecks, bis billigere Quellen den Markt verdrängen.

Von evangelischer Kirche und der Arbeiterbewegung um 1900 bietet die Firmengeschichte der Waechtersbacher Steingutfabrik in Schlierbach eine Verhältnisbestimmung.

Bau- und Kunstgeschichte erhellen Beiträge über das 500 Jahre alte Windecker Rathaus und die Fenster des Glaskünstlers Richard Schröder in der 1913/14 erbauten ev. Kirche zu Birstein. Schließlich erzählt ein „sprechender Pokal“, von der Verleihung der Kardinalswürde an Franz Christoph von Hutten zum Stolzenberg durch Kaiser Franz I.

Der Beitrag „den Spessart von links sehen“ untersucht Dichtung und historische Wahrheit in Gotthold Glogers Roman „Philomela Kleespieß trug die Fahne“ von 1953. So erfährt man viel Lehrreiches am Beispiel der Geschichte von Villbach und Lettgenbrunn über wechselnde politische Strömungen und deren Rezeption im Laufe der Zeit.

Geschichte zeigt sich auch an individuellen Lebenslinien. So wird das „Leben unter zwei diktatorischen Regimen und Flucht“ der Julie Peukert nachgezeichnet sowie der letztlich hoffnungslose Versuch von Paula und Alexander Kohn nach dem Holocaust in ihre Schlüchterner Heimat zurückzukehren.

Auch schon Geschichte ist die kommunale Gebietsreform, die vor 50 Jahren aus drei Landkreisen den Main-Kinzig-Kreis formte, und auf 30 Jahre Forschungsgeschichte kann das „Archiv Frauenleben im Main-Kinzig-Kreis e.V.“ zurückblicken.

Ein Blick auf den „Wenkerbogen“ von Bad Orb erhellt die heimische Dialektforschung.

Der Bericht des „NABU-MKK-Arbeitskreises Eisvogel“ für die Jahre 2017–2019 beschließt den vielfältigen Inhalt dieser Ausgabe und lässt hoffen! Die Art befindet sich in den naturnahen Teilen des Kreisgebietes in einem günstigen Erhaltungszustand. Gleichwohl macht es Sinn, der Spezies mit Schutzmaßnahmen zu helfen.

Wir wünschen Ihnen eine gute Lektüre!

Christine Raedler

Wenn jeder Fleck zum Hinweis wird

Ein rätselhafter Stammbaum der Forstmeister-Schleifras
Joselyn Grimm 4

Orber Salz für die Spessartgemeinden im Mainviereck

Überarbeitete und gekürzte Fassung einer Abhandlung in: Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Raumes Lohr
Dr. Jürgen Ackermann 9

Wenn Gläser sprechen könnten...

Verleihung der Kardinalswürde an Franz Christoph von Hutten zum Stolzenberg durch Kaiser Franz I.
Dr. Markus Lothar Lamm 14

500 Jahre Windecker Rathaus

Ein steingewordenes Sinnbild der Stadtgeschichte
Erhard Bus und Frank Schmidt 17

Evangelische Kirche und Arbeiterbewegung

Eine Verhältnisbestimmung um 1900 aus Schlierbach bei Wächtersbach
Anna Berting 24

Kennst Du den „Wenkerbogen“?

ein Plädoyer für die Orber Mundart
Hermann Heim 37

Leben unter zwei diktatorischen Regimen und Flucht

Sybille Behrens 41

30 Jahre „Archiv Frauenleben im Main-Kinzig-Kreis e.V.“

Barbara Kruse 46

Rückbesinnung und Neubeginn

Die Fenster von Richard Schröder in der 1913/14 von Ernst Faust erbauten Ev. Kirche zu Birstein
Dr. Götz J. Pfeiffer 50

Den Spessart von links sehen

Gotthold Glogers Roman „Philomela Kleespieß trug die Fahne“ (1953) und sein historischer Hintergrund
Herbert Bald 55

Nur zwei von 400 Schlüchterner Juden kamen nach dem Holocaust zurück – in eine fremde Heimat

Zum Schicksal von Alexander und Paula Kohn
Ernst Müller-Marschhausen 79

Der Eisvogel im Main-Kinzig-Kreis

Bericht des NABU MKK-Arbeitskreises Eisvogel für die Jahre 2017–2019
Dr. Matthias Kuprian, Sibylle Winkel und Ritsch Euler 89

50 Jahre Gebietsreform Main-Kinzig-Kreis

Hans-Wolfgang Bindrim M.A. 95

TITELBILD

Eine „Familienaufstellung“ besonderer Art bietet der Adelsstammbaum der Familien Forstmeister-Schleifras aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Beide Familien sind über Jahrhunderte in unserer Region fassbar. Das farbenprächtige und mit kostspieligen Farben wie Gold und Blau ausgestattete Pergament wurde für Carl Friedrich Forstmeister von Gelnhausen angefertigt, der von 1731–1814 lebte. Lange hatten die Forstmeister die Burgmannen von Gelnhausen gestellt und zahlreiche Einkünfte besessen. Zur Entstehungszeit des Stammbaumes war es damit bereits vorbei. Wozu diene dann der aufwendige Stammbaum?

Nur zwei von 400 Schlüchterner Juden kamen nach dem Holocaust zurück – in eine fremde Heimat

Zum Schicksal von Alexander und Paula Kohn

Ernst Müller-Marschhausen

Rückkehr auf „blutbefleckte Erde“

Alexander Kohns Biographie passt in kein Genre, sondern begründet ein eigenes. Seine Geschichte ist so wahr, dass man sie für erfunden halten möchte. Er und seine Frau Paula waren die einzigen von 400 Schlüchterner Juden, die nach dem Holocaust, am 22. November 1945 zurückkehrten, in ihre Heimatstadt Schlüchtern, in ihre Wohnung in der Obertorstraße 34, und sich wieder einbürgern ließen und hofften, nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes ein „anderes“ Deutschland vorzufinden. Sie waren zugleich die einzigen jüdischen Rückkehrer im ganzen Kreis Schlüchtern mit seinen 11 jüdischen Gemeinden und rund 900 Mitgliedern, die es vor 1933 gab.¹

Alle waren vertrieben oder deportiert, 130 Schlüchterner in den Todeslagern ermordet worden. An sie erinnert eine Gedenktafel in der Synagoge in der Grabenstraße.

Alexander Kohn (30. August 1893) und mit ihm seine Frau Paula (10. August 1897) hatten das KZ Theresienstadt überlebt, ihre Tochter Margret (1. Juni 1922) das KZ Auschwitz. Dass ein Holocaustüberlebender aus dem Lager oder dem Exil freiwillig wieder in seine Heimatstadt zurückging, war in den ersten Nachkriegsjahren eine ganz große Seltenheit. Deutschland war für Juden tabu. Wie kann man wieder in einem Land leben wollen, das einen nur wenige Jahre zuvor vertrieb und deportierte und umbringen wollte! In einem Land, in dem Verwandte, Nach-

barn, Freunde ermordet wurden. Es waren allenfalls zwei- bis dreitausend von ehemals 600.000 jüdischen deutschen Staatsbürgern, die kurz nach Kriegsende ins Land ihrer Verfolger zurückkamen und versuchten, in ihren Heimatgemeinden wieder Fuß zu fassen. Ihre Rückkehr auf „blutbefleckte“ Erde provozierte die Kritik internationaler jüdischer Organisationen. So proklamierte der Jüdische Weltkongress: Nie wieder sollen Juden in Deutschland leben. Und die Jewish Agency rief die wenigen Rückkehrer dazu auf, das Land wieder verlassen.

Was mag den Holocaustüberlebenden Alexander Kohn bewogen haben, wieder in seine Heimatstadt zurückzugehen, hatte er doch nach der Befreiung aus dem KZ Theresienstadt mit seiner Familie schon in Prag in der wieder errichteten Tschechoslowakei eine – wenn zunächst auch sehr problematische – Bleibe gefunden? Welche Erfahrungen und Erwartungen mögen letztlich seine Entscheidung herbeigeführt haben, den illegalen Grenzübertritt hinüber in die amerikanische Zone zu riskieren, um sich dann hunderte Kilometer durchs kriegszerstörte Deutschland nach Schlüchtern durchzuschlagen? Waren es wirtschaftliche oder politische Gründe, oder war es vielleicht seine Absicht, mit seinen Verfolgern abzurechnen, oder – so befremdlich das klingen mag – war es Heimweh nach seiner Stadt? In seiner Lebensgeschichte stoßen wir auf Ereignisse und verblüffende Verhaltensweisen, die sich zumindest als Anhaltspunkte für

den Entwurf eines Charakterbilds dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit anbieten und uns die Möglichkeit geben, über Motive seiner Entscheidungen zu spekulieren und seine Teilhabe und Teilnahme am gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben im Bergwinkel zu würdigen und hierbei stets die Rolle im Auge zu behalten, die seine Frau Paula in allen wichtigen Entscheidungen spielte.

Den Zwanzigjährigen schlägt es nach Schlüchtern

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs verließ der 20jährige Alexander Kohn sein Elternhaus im böhmischen Dörfchen Roßhaupt in der K.-u.-k.-Monarchie und machte sich auf den Weg irgendwohin ins Preußische, um dort sein Glück zu suchen. Sein Dörfchen, in dem er Kindheit und Jugend verbracht hatte, liegt direkt hinter der heutigen deutsch-tschechischen Grenze, einen Steinwurf weit von Waidhaus entfernt, und gehörte zum Landkreis Tachau im Sudetenland. Heute heißt es Radzow. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs war die Region überwiegend von Deutschen besiedelt. Viele von ihnen haben nach ihrer Vertreibung eine neue Heimat in den Städten und Gemeinden des Kreises Schlüchtern gefunden.

Was ihn gerade nach Schlüchtern geführt hat, darüber können wir allenfalls Vermutungen anstellen. Vielleicht hatte er hier in unserer Region Ver-

wandte, es könnten allenfalls sehr entfernte Verwandte gewesen sein, denn der Name Kohn erscheint nicht in unseren Einwohnerlisten, vielleicht hatte er aber auch in Erfahrung gebracht, dass Schlüchtern eine ungewöhnlich große und wohlhabende jüdische Gemeinde hatte, die deutsche Stadt mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil im Deutschen Reich. Womit er sich im Krieg und in den Nachkriegsjahren hier in Schlüchtern über Wasser hielt, darüber haben wir keine verlässlichen Informationen. Wir wissen aus den städtischen Registern, dass er wechselnde Wohnanschriften hatte, die Wassergasse 22, und später, zur Zeit seiner Eheschließung, wohnte er im Haus Schlossstraße 10. Wir können annehmen, dass sich dieser strebsame junge Zuwanderer aus Böhmen für keine Arbeit zu schade war und sich als tüchtiger Alleskönner in Betrieben und Geschäften christlicher und jüdischer Schlüchterner anbot, und da er genügend lebte, haben ihm seine Ersparnisse Mut gemacht, eine Familie zu gründen. Er hielt um die Hand der Paula Adler an, Tochter des Handelsmanns Baruch Adler in Hintersteinau, und am 26. Januar 1921 gaben sich die beiden im Schlüchterner Standesamt das Ja-Wort. Ihre Trauzeugen waren der eigens aus Roßhaupt angereiste Vater Alexanders, Siegmund Kohn, und Baruch Adler, aus Hintersteinau, Haus Nr. 25. In die Rubrik „Stand/Beruf“ trägt der Standesbeamte bei Vater und Schwiegervater jeweils „Handelsmann“ ein, beim Bräutigam aber „Kaufmann“, ein Indiz dafür, dass er den Aufstieg in den Stand der angesehenen Kaufleute der Stadt in einem Jahrzehnt geschafft hatte. Nach einem Jahr kam ihre Tochter Therese Margret zur Welt, von allen nur Margret genannt; sie blieb das einzige Kind der Kohns.

Die Familie bezog eine Wohnung im ersten Stock im Hauses Obertorstraße 34, und gegenüber, ein paar Schritte stadteinwärts, im Haus Nr. 27, eröffnete Alexander Kohn einen Tabakwaren-Laden. Im städtischen Gewerbeverzeichnis wurde es am 22. Juni 1921 „für den Verkauf von Zigarren, Zigaretten, Tabak, Kautabak und Pfeifen“ angemeldet. Ein „kleines und feines Lädchen“ erinnerte sich der in der Nachbarschaft aufgewachsene Hans Lotz, und Anna Fuhrmann, geb. Deuker, die in denselben Jahren wie Mar-



„Zigarren Kohn“ in der Obertorstraße 27

gret die Stadtschule besuchte, berichtet, dass der Name „Zigarren-Kohn“ für Geschäft und Familie Kohn stand und in der Stadt einen guten Ruf hatte. Im Wiedergutmachungsverfahren nach dem Krieg, als es um die Feststellung des 1933 erlittenen wirtschaftlichen Schadens ging, gab ein ehemaliger Beamter der Finanzbehörde zu Protokoll: Kohn habe einen sehr gut gehenden Tabakwarenhandel, mit dem größten Umsatz aller Schlüchterner Tabakwarenhändler gehabt. Seinen Umsatz habe er zum größeren Teil aus dem Großhandel generiert. Er sei ein „äußerst fleißiger und gewandter Geschäftsmann und gewissenhafter und zuverlässiger Steuerpflichtiger gewesen.“² Dass Alexander Kohns kaufmännische Vertrauenswürdigkeit ebenso wie die Bonität seines Geschäfts über jeden Zweifel erhaben waren, bestätigen im selben Verfahren auch die als Zeugen benannten Frisörmeister Rein-

hold Rollmann und Schreinermeister Karl Rudolf.

Eine ‚normal-glückliche‘ Schlüchterner Familie

Dass wir einen so subtilen Einblick ins Familienleben der Kohns und in ihr gesellschaftliches Leben in unserer Stadt nehmen können, danken wir vor allem einem mehrstündigen Interview, in dem Margret Kohn, verheiratete Zentner, wohnhaft in Little Neck, New York, am 26. Mai 1995 ihre Lebensgeschichte im Rahmen eines Oral History-Projekts geschildert hat.³ Ausführlich erzählt sie darin von ihrer wunderbaren Kindheit im behüteten Elternhaus in der Obertorstraße und von anrührenden Erinnerungen an ihre Schulzeit, und verbittert berichtet sie über die bösen Monate nach Hitlers Machtergreifung bis zur Aberkennung

der deutschen Staatsbürgerschaft und der erzwungenen Ausbürgerung der Familie im Spätherbst 1933. Breiten Raum nimmt dann ihr Bericht über ihre und ihrer Eltern Deportation in die Konzentrationslager ein, und schließlich die Befreiung und Rückkehr nach Schlüchtern.

Es war ein „großes und fröhliches Zuhause“, das Alexander Kohn seiner kleinen Familie geschaffen hatte. Die Mutter war die Seele des Hauses, erinnert sich Margret, und sie war es auch, die den Zigarren-Laden managte. Im Haushalt und der Pflege der fünf Hunde wurde sie unterstützt von einer Hausangestellten. Der Vater, wohl auch wegen seiner geschäftlichen Kontakte zu Großhändlern und Großabnehmern, sei ein „absoluter Draußen Mensch“ gewesen. Überhaupt: Ihn zog es mehr unter die Leute. Auch seine bevorzugten privaten Gesellschaftskontakte gingen über die Grenzen des Beziehungsnetzes eines gewöhnlichen Schlüchterner Kaufmanns hinaus. Und es kam hinzu: Er war ein leidenschaftlicher Jäger und stöberte lieber in Gottes freier Natur herum, als an der Ladentheke zu stehen. Seine Jagdgenossen werden sich damals wohl wie die ganze grüne Front mehr konservativen politischen und gesellschaftlichen Leitvorstellungen verbunden gefühlt haben als er. Andere Freunde in Schlüchtern und im ganzen Kreis, mit denen er enge politische und auch persönliche Beziehungen unterhielt, wie Johannes Berthold und Philipp Deuker, waren engagierte Sozialdemokraten. Offensichtlich gelang ihm der Spagat, sich zwischen den politisch entgegengesetzten Weltbildern bequem einzurichten, denn beide Lager schätzten ihn in gleicher Weise als aktiven „Genossen“. Sein SPD-Parteibuch hatte er schon seit 1911. Auch seine Frau Paula hatte er für den Beitritt in die SPD gewonnen. Und so galt bei durchreisenden sozialdemokratischen Politikern die Obertorstraße 34 als eine bekannte Adresse. Einmal, erzählt Margret, habe sogar der Zentrumspolitiker Heinrich Brüning, der eine Koalition mit den Sozialdemokraten anstrebte, auf einer Wahlreise in Schlüchtern Station gemacht und sei bei ihnen eingekehrt. Sie habe sogar auf „Onkel Brünings Schoß gesessen, während Eltern und Gast über die Rettung der Republik diskutierten“. Das von der zehnjährigen

Margret erlebte Idyll zuhause, in ihrer Schule und im Kreis von Freunden und Nachbarn der Familie, ging mit der nationalsozialistischen Machtergreifung am 30. Januar 1933 jäh zu Ende.

Status und Ansehen der Familie Kohn in ihrer Schlüchterner jüdischen Umwelt

Wie hast Du's mit der Religion? Wird Alexander Kohn oft gefragt worden sein, von seinen jüdischen Glaubensgenossen und manchmal auch von seinen christlichen Weggefährten. Nun, in die meisten offiziellen Dokumenten lässt Kohn als Regionszugehörigkeit „israelitisch“ eintragen. Nach dem Krieg fehlt in einschlägigen behördlichen Formularen gelegentlich diese Angabe. Dass sie weggelassen wurde, könnte Zufall sein, man könnte es aber auch als Ausdruck einer gewissen Distanzierung von der jüdischen Religionsgemeinschaft deuten, als eine Art Lockerung seiner Bindung an die ethnisch-religiöse Gruppe der Juden, vielleicht auch als Ausdruck seines Willens, sich nicht mehr über seine Religion definieren zu lassen. Es spricht manches dafür. Besonders fromm waren die Kohns offensichtlich nicht. Margret erzählt in ihren Erinnerungen, dass die Familie die koscheren Speisegesetze allenfalls freizügig auslegte. So habe sich der strenggläubige Hintersteinauer Großvater Baruch Adler, wenn er die Kohns in Schlüchtern mal besuchte, am Mittagstisch voller Abscheu von dem servierten Mahl abgewandt und höchstens ein gekochtes Ei und eine Tasse schwarzen Kaffee zu sich genommen.

Dass die große Mehrheit der „sehr, sehr religiösen“⁴ Schlüchterner Juden den eher freigeistigen Kohns mit einer gewissen Reserviertheit begegnete, lässt auch eine Bemerkung der Ruth Ephraim, geb. Sichel, früher wohnhaft in der Bahnhofstraße 31, durchscheinen, als sie 1988 in einem Brief das Leben der Schlüchterner jüdischen Gemeinde schildert und mit dem Dünkel der Alteingesessenen anmerkt, dass „die sehr religiösen Juden der Stadt alle preußische Staatsbürger waren, außer einer tschechischen Familie, die zugezogen war“.⁵ Das Schlüsselwort „zugezogene tschechische Familie“ wird sie mit Bedacht gewählt haben: Zum einen

bringt es zum Ausdruck, dass man die Kohns als noch immer nicht ganz dazugehörig ansieht, und zum anderen weckt es Assoziationen zu den selbst von den eigenen Glaubensgenossen diskriminierten „Ostjuden“. Die wurden auch von den altansässigen Juden in Deutschland als höchst unwillkommene, weil kulturell rückständige Fremde betrachtet. Es mag überraschen, dass die große jüdische Gemeinde Schlüchterns einen gewissen Abstand zu den Kohns hielt und sie als nicht ganz bodenständig einstuft, obwohl ihnen allen doch hinlänglich bekannt war, dass Alexander Kohn schon seit den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in Schlüchtern lebte, dass er ein „alter“ Schlüchterner war, dann, 1921, deutscher Staatsbürger wurde, und im selben Jahr eine Frau aus altem jüdischen Bergwinkel-Adel geheiratet hat, und dass er es mit der Zurschaustellung seiner preußisch-deutschen Gesinnung mit jedem anderen guten Schlüchterner aufnehmen konnte. Aber warum sich manche Glaubensgenossen den Kohns gegenüber eher reserviert verhielten, wird wohl auf ein ganzes Ursachenbündel zurückzuführen sein: Zum einen, wie angesprochen, stieß man sich an Alexander Kohns liberaler Einstellung zur jüdischen Religion. Dazu kamen die abseitigen Ressentiments gegen seine Herkunft aus Böhmen. Aber mit ausschlaggebend werden sein parteipolitisches Engagement in der SPD und, wesentlicher noch, seine aktive Teilhabe und Teilnahme am Leben der Bergwinkel-Jägerschaft gewesen sein. Kohn ist der einzige Name eines Juden, der uns in den Dokumenten des Jagdvereins begegnet. Er unterhält enge Beziehungen zu seinen Jagdgenossen. Eine bis in die siebziger Jahre hinein mit wohlwollendem Schmunzeln erzählte Geschichte mag seine Verbundenheit mit der grünen Front illustrieren. Im ganzen Bergwinkel machte das folgende, zur dramatischen Anekdote verdichtete und auch von ihm selbst kolportierte Jagd-Ereignis die Runde: Auf der Saujagd im Kressenbacher Forst, so um die 1930er, geschah es, dass Alexander Kohns Schuss einen Keiler nur verletzte, so dass der nun seinerseits Jagd auf den Schützen machte und ihn so fürchterlich malträtierte, dass der arme Jäger die Attacke nicht überstanden hätte, wäre ihm nicht der Hund

seines Jagdfreundes Karl Rudolf, Möbel Rudolf, zur Hilfe gekommen. Der hat das wehrhafte wütende Wildschwein von seinem Opfer abgelenkt und es auf seine Art zur Strecke gebracht.⁶

Verfolgung und Ausbürgerung

Die neue Zeit begann mit der Verhaftung oppositioneller Parteiaktivisten in der Stadt, vornehmlich führender Sozialdemokraten und Kommunisten. Alexander und Paula Kohn und mit ihnen zwanzig andere profilierte Sozialdemokraten, unter ihnen Reichstagskandidat Johannes Berthold und Philipp Deuker, Vater von Anna Fuhrmann in der Alten Bahnhofstraße 7, wurden am 27. März von den Schlüchterner Braunhemden in Schutzhaft genommen und in dem provisorisch eingerichteten Lager auf Burg Schwarzenfels für vier Wochen gefangen gesetzt.⁷ Danach musste sich Alexander Kohn täglich zweimal auf dem Schlüchterner Rathaus polizeilich melden. Bis zur Entlassung der Eltern hatte die elfjährige Margret mit Unterstützung der Hausangestellten Liesel den Haushalt geführt und im Ladengeschäft den seltener gewordenen Kunden Tabak und Zigarren allein verkauft.

Die Aktionen gegen die jüdischen Schlüchterner folgten jetzt Schlag auf Schlag: Vier Tage später, am 1. April, dem Tag des reichsweiten Boykotts jüdischer Geschäfte, postierte sich auch vor Kohns Laden ein SA-Mann und verwehrte Kunden mit dem Schild „Kauft nicht bei Juden“ den Zutritt. Im Sommer wurde das „Gesetz über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit“ erlassen mit dem Ziel, linken, vornehmlich auch jüdischen Politikern und unerwünschten Künstlern und Schriftstellern die deutsche Staatsbürgerschaft abzuerkennen und sie aus Deutschland zu vertreiben. Im Sinne „einer gesunden Rassen und Bevölkerungspolitik“ hob es darauf ab, Deutsche, die nach dem Ende des ersten Weltkriegs eingewandert und eingebürgert wurden, „aus dem deutschen Volkskörper als unerfreulichen Neuzuwachs zu beseitigen.“

Dieses Gesetz traf Alexander Kohn und seine Familie mit voller Härte: Er war ja als österreichischer Staatsbürger geboren und nach Auflösung der K.-u.-k.-



SA-Männer boykottieren jüdische Geschäfte (Symbolbild, Bundesarchiv 102 14468).

Monarchie nach Aktenlage ganz schematisch zunächst mal tschechischer Staatsbürger geworden, obwohl er seit Jahren schon in Schlüchtern lebte. 1921 wurde er dann deutscher Staatsbürger. Aber für die Nationalsozialisten galt seine damalige Einbürgerung als „nicht erwünscht“. Deshalb verfügte der Regierungspräsident in Kassel die Aberkennung der Reichszugehörigkeit der Familie Kohn und ordnete zugleich ihre Ausweisung aus Deutschland an. So wurden die Kohns aus ihrer Heimatstadt Schlüchtern vertrieben und emigrierten am 5. September 1933 in die Tschechoslowakei. Sein Geschäft hatte er an Oskar Breusch verkauft; es gab's noch bis in die siebziger Jahre.

Exil und Konzentrationslager

Im tschechischen Exil kamen die Kohns zunächst für vier Monate bei den Eltern in Roßhaupt unter und hielten sich dann im Kreisstädtchen Tachau ein paar Jahre lang mit einem Kleinhandel mit Haushalts- und Küchengeräten über Wasser. Sie lebten in der Tschechoslowakei in wirtschaftlich bescheidenen, aber politisch insgesamt sicheren Verhältnissen und mussten nicht um Leib und Leben fürchten. Margret war eine praktisch veranlagte strebsame Schülerin. Schon als Sechzehnjährige schrieb sie sich zum Studium in der Universität Prag ein. Dieser friedliche Zustand fand für die Kohns ein abruptes Ende, als die Nationalsozialisten im Oktober 1938 das Sudetenland als Reichsgau Sudetenland dem Deutschen Reich eingliederten und ein halbes Jahr später die sogenannte Rest-

Tschechei als Protektorat Böhmen und Mähren besetzten. Mehr noch als andere Juden waren die Kohns wegen ihrer sozialdemokratischen Vergangenheit schutzlos der Verfolgung und Deportation der Nationalsozialisten ausgesetzt, gelähmt von der andauernden Angst vor dem drohenden Transport ins Ghetto und Konzentrationslager.

Es hatte sich herumgesprochen, dass Verheiratete einem Transport gemeinsam zugeteilt werden. Deshalb hatten die Standesämter in jenen Wochen alle Hände voll zu tun, um Heiratswillige zu trauen. Margret hatte es geschafft, noch einen Termin zu bekommen. Sie hatte sich bei einem Familientreffen in den 24jährigen Kaufmann Fritz Zentner, geboren am 22. August 1914 in Thönischen-Luditz (Sudetenland) verliebt, und jetzt, kurz bevor sie zum Rapport für den Transport nach Theresienstadt antreten mussten, gaben sich die beiden das Ja-Wort. Alle vier, die Eltern Kohn und das junge Paar Zentner, wurden ins Ghetto Theresienstadt eingeliefert, dort jedoch verschiedenen Lagern zugeteilt, so dass sich die Eltern und die jungen Leute nur sporadisch und heimlich treffen konnten. Im Sommer 1944 gingen Margret Zentner und ihr Mann „auf Transport“ nach Auschwitz. Von dort wurden wenige Monate später Margret zur Zwangsarbeit ins Außenlager des KZ Groß-Roosen und ihr Mann in eine Munitionsfabrik nach Landsberg überstellt.

Wir sind aus der Literatur eine eher wissenschaftliche, allgemein gehaltene Darstellung über das kollektive Leben und Sterben der Menschen in den Konzentrationslagern gewohnt. Hier, in

Margrets Erinnerungsbericht, begegnen wir unmittelbar einem Einzelschicksal, einer jungen Frau, die als Kind in Schlüchtern behütet und sorgenfrei aufgewachsen war und jetzt in eine irdische Hölle hineingeworfen ist, Tag für Tag gequält und geschunden, wo sie wimmert vor Pein und schreit vor Schmerzen und um ihr Leben fleht. Was sie über den Lageralltag berichtet, gehört zu den beklemmendsten Zeugnissen der Erinnerungsliteratur. Das Format eines kurzen Aufsatzes würde ihrem Martyrium und ihrem Anspruch auf empathisches Miterleben ihres Leidens nicht gerecht werden, denn der Zwang zur komprimierten Darstellung birgt die Gefahr, dass die Sprache schnell ins allgemein Formelhafte und Unpersönliche abrutscht.

Alexander Kohns Familie hatte unbeschreiblich großes Glück: Er und seine Frau haben Theresienstadt überlebt, und Tochter Margret und Schwiegersohn Fritz Zentner sind aus der KZ-Zwangsarbeit zurückgekehrt. Theresienstadt wurde zwar schon im April 1945 befreit, aber da eine Typhusepidemie grassierte, mussten die Gefangenen noch bis Anfang Juni im Lager ausharren. Erst jetzt haben sich alle vier wiedergesehen, in einer kleinen Wohnung in Prag, die gerade von Deutschen geräumt worden war. Als sie sich umschaute und nach ihren Verwandten suchten, überkam sie großes Leid. Viele waren ermordet worden. So auch Paulas Vater Baruch Adler, Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Hintersteinau, der in ein jüdisches Altersheim nach Frankfurt M gezogen war und am 22. November 1941 mit einem Transport von 991 Juden nach Kaunas in Litauen deportiert und drei Tage später im Fort IX mit allen anderen erschossen wurde.⁸ Nicht nur ihr Vater war ermordet worden, auch vier seiner sieben Geschwister verloren ihr Leben in Lagern. Diese schmerzvollen Nachrichten mögen mit einer Erklärung dafür sein, dass es Paula zunächst ablehnte, jemals wieder deutschen Boden zu betreten, wie es Alexander guten Freunden mal anvertraut hatte, und ein paar Monate später nur notgedrungen und schweren Herzens in die von ihm anvisierte Rückkehr nach Schlüchtern einwilligte.

Prag oder Schlüchtern? Bleiben oder Zurückgehen? Was für Zweifel mögen Alexander Kohn in jenem Sommer 1945

in Prag geplagt haben. Was mag er sich alles für seine innere Rechtfertigung zurechtgelegt haben, um zu einer Entscheidung zu kommen, die seinen und seiner Frau Interessen gerecht wird und sein Selbstbild nicht beschädigt. Wir vermuten, dass ihn die bösen Erfahrungen, die er nach seiner Befreiung aus Theresienstadt in Prag gemacht hat, in seinem heimlichen Wunsch stärkten, wieder in seine Heimatstadt zurückzugehen. Denn in den Wochen nach Kriegsende schlug das Pendel der Gewalt zurück, und tschechische Rollkommandos zogen mit Beneschs Parole „schlagt sie, lasst keinen am Leben“ durch die Straßen, misshandelten jeden und liquidierten Tausende, die Deutsch sprachen. Alexander Kohn hatte nie Tschechisch gelernt, sprach nur Deutsch, und war in der Öffentlichkeit den ethnischen Säuberungsexzessen ebenso ausgesetzt wie die anderen, denn die Rächer unterschieden die Deutschsprechenden nicht nach Nazi-Tätern und Nazi-Opfern. Dass er nicht Tschechisch sprach und sich über den engen Familienkreis hinaus nicht verständigen konnte, isolierte ihn und machte ihn zu einem Fremden in seinem neuen politischen und gesellschaftlichen Umfeld, ohne Aussicht, geschäftlich wieder auf die Beine zu kommen, eine Rolle zu spielen und sich und der Welt zu beweisen, was er kann. Er, der die Menschen mochte, und es genoss, dass man ihn mochte, war hier in Prag vom Leben da draußen ausgeschlossen. Seine Tochter Margret nennt in ihren Erinnerungen die „Sprachlosigkeit“ ihres Vaters einen wichtigen Beweggrund für seine Rückkehr-Entscheidung. Vielleicht waren die Prager antideutschen Exzesse, die auch ihn nicht verschonten, für ihn ein plausibles Argument, mit dem er seine unbewusste Sehnsucht nach den guten Jahren in Schlüchtern rational fundierte und seine Entscheidung gegenüber seiner Frau, der Tochter und ihrem Ehemann rechtfertigte.

Die Rückkehr nach Schlüchtern

Das Einwohnermeldeamt Schlüchtern registrierte die Ankunft der beiden Kohns aus Prag unter dem 22. November 1945. Sie zogen ein in ihre frühere Wohnung in der Obertorstraße 34. Deren Bewohner waren wenige Tage

zuvor umquartiert worden. Als sie zwölf Jahre zuvor in die Tschechoslowakei emigrieren mussten, konnten sie im Exil bis zur Deportation nach Theresienstadt aus dem Erlös des Verkaufs des Tabakwarengeschäfts und von ihren Ersparnissen sowie von den eher geringen Einkünften aus dem Handel mit Haushalts- und Küchengeräten ihren Lebensunterhalt bestreiten. In ihre Heimatstadt aber kehrten sie bettelarm zurück. Sie lebten zunächst von Zuwendungen (Hausrat und Lebensmittel) der amerikanischen Ortskommandantur, von Haftentschädigungen und Beihilfen zur Existenzgründung des im Sommer 1945 gegründeten „Zentralkomitees der befreiten Juden in der amerikanischen Zone“, dem späteren „Zentralrat der Juden in Deutschland“. Bald griffen staatliche Hilfsmaßnahmen nach den von der amerikanischen Militärregierung erlassenen Gesetzen zur Entschädigung jüdischer Nazi-Opfer. Diese Zahlungen ermöglichten ihnen ein materiell annähernd gesichertes Leben und eröffneten ihnen geschäftliche Perspektiven, die sich bald in der Gründung des „Akolith“-Werks in Sterbfritz konkretisierten.

Aber zunächst konzentrierte sich das Interesse der Kohns auf eine Bestandsaufnahme: Was hatte sich in ihren Exil- und Lager-Jahren in ihrer Heimatstadt verändert? Gibt es Lebenszeichen von anderen jüdischen Schlüchternern oder von einem der etwa 900 Juden, die bis zur Machtergreifung im Kreis Schlüchtern gelebt hatten? Was ist aus ihren früheren nicht-jüdischen Nachbarn, Geschäftspartnern, Freunden und Genossen geworden? Lassen sich alte Beziehungen zu ihnen wachrufen? Aber war es überhaupt wünschenswert und moralisch vertretbar, sie wiederzubeleben? Egal – in Alexander Kohn waren die Lebensgeister wiedererwacht. Vor ihm tat sich ein weites Aktionsfeld auf mit einer Fülle von Aufgaben und Konflikten, aber auch voller neuer Chancen. Es drängte ihn, die Ärmel hochzustreifen und an die Arbeit zu gehen – zu kommunizieren, alte Netzwerke anzukurbeln und neue anzulegen, einfach wieder mitzumischen und Weichen zu stellen. Er überlegte nur noch, was er als erstes anpacken sollte. Doch diese Entscheidung nahm ihm seine Frau ab.

Die Rettung der Reste des geschändeten alten Friedhofs

Kaum in Schlüchtern angekommen, führte sie ihr erster Weg hinauf in die Breitenbacher Straße zum alten jüdischen Friedhof. Was Paula Kohn dort sah, entsetzte sie. „Das gehört sich nicht, das tut man nicht, stammelte sie“, berichtet Margret. An diese moralische Urformel zur Unterscheidung von Gut und Böse habe sich die Mutter ihr Leben lang gehalten. Nur noch wenige Gräber und Grabsteine des ehemals großen Friedhofs waren vorhanden, und die befanden sich in einem desaströsen Zustand. Den größten Teil Friedhofsfläche hatte der Besitzer der Seifenfabrik, Eugen Heinlein, überbauen und Grabsteine für den Erweiterungsbau der Wäscherei verwenden lassen oder dem Steinmetz Degenhardt verkauft.⁹ Was für ein Frevel an dem fundamentalen jüdischen Gebot der ewigen Ruhe der Toten. Denn ihre Ruhe ist dauerhaft, keiner darf sie stören, und ihre Gräber und Grabmale müssen für immer unversehrt bestehen bleiben. Die im Bauschutt noch auffindbaren Bruchstücke der alten Grabsteine galt es, ohne weiteren Verzug zu sammeln, zusammenzubauen und wieder aufzustellen. Wer anders als die Kohns hätte sich mit Sachverstand und Leidenschaft darum kümmern können. Sie erklärten sich, wie ihre Tochter Margret später berichtet, kurz entschlossen zur „jüdischen Gemeinde“, stellvertretend handelnd für die einst 400 jüdischen Bürgerinnen und Bürger der Stadt, alle vertrieben

oder ermordet. Nachhaltig unterstützt wurden sie vom amerikanischen Standortkommandanten, von Bürgermeister Bertram und Landrat Jansen.

1946 erhob die Staatsanwaltschaft Anklage gegen Heinlein „wegen Zerstörung von Grabmälern“.¹⁰ In dem sich Jahre lang hinziehenden Prozess vor dem Amtsgericht Schlüchtern bestritten die Angeklagten, sich nach der formellen Rechtslage schuldig gemacht zu haben. Schließlich habe die Stadt den Friedhof 1940, damals ein „Tummelplatz für jedermann“ von der IRSO, der Rechtsvertretung der 29 noch in der Stadt anwesenden Juden, abgekauft. Damit habe der Friedhof seinen kultischen Charakter verloren gehabt, und der Unternehmer Heinlein könne als Eigentümer dieses „profanen Grundstück“ nach eigenem Ermessen entscheiden.¹¹ Als Zeuge geladen, erklärte Kohn jedoch, dass entgegen dieser formaljuristischen Argumentation die „Umwidmung“ des Friedhofs, das heißt seine Nutzung als Baugrund und „Steinbruch“, den fundamentalen jüdischen Glaubensgrundsatz der Unantastbarkeit der Totenruhe verletzt.

In dieselbe Richtung weist der Spruch des Berufungsgerichts in Hanau: Selbst nach der damaligen nationalsozialistischen Rechtslage verstoße die „Verweltlichung“ des jüdischen Friedhofs schon aus Gründen der Pietät gegen das auch damals gültige Rechtsempfinden und die allgemein geltenden Rechtsgrundsätze. Das Gericht verhängte eine Geldstrafe gegen den Unternehmer, und die Auflage, den gesamten ehemaligen Besitz der

jüdischen Gemeinde Schlüchtern zurückzuerstatten. Den bereits von ihm genutzten größeren und überbauten Teil der Friedhofsfläche konnte Heinlein erwerben. Nur das kleine Grundstück von 821 qm, ein Bruchteil des ehemaligen großen alten Friedhofs, blieb als Friedhof mit noch 27 wieder aus Bauschutt und Materiallager hergerichteten Grabsteinen bis heute erhalten, dank der Initiative und des zähen Ringens von Alexander und Paula Kohn.

Friedhof und Mahn- und Gedenkmal unter den Schutz der Stadt Schlüchtern gestellt – Das Versprechen des Bürgermeisters

Die Restfläche des alten Friedhofs war vorerst gerettet. Jetzt nahmen die Kohns das nächste Projekt in Angriff: Ein Mahn- und Gedenkmal, das in würdiger Form an die Ermordung ihrer Nachbarn erinnert und denen ihre Würde zurückgibt, die in den Lagern zu Nummern wurden. In dem Lehrer und Heimatforscher Wilhelm Praesent, wegen seiner kritischen Einstellung zum Nationalsozialismus mehrfach strafversetzt und von Kollegen seinerzeit als „Judenfreund“ diffamiert, fand die in Alexander und Paula Kohn wiedererstandene jüdische Gemeinde der Stadt einen entschlossenen, heimatgeschichtlich ungewöhnlich erfahrenen Mitstreiter. Ihrem gemeinsamen Vorschlag, die seinerzeit bekannten Namen der ermordeten Schlüchterner, Elmer und Vollmerzer Juden auf fünf Stelen auf dem Friedhof zu verewigen, stimmten alle an der Entscheidung Beteiligten vorbehaltlos zu, vom Bürgermeister und Landrat bis zu Repräsentanten der Landes-Verbände der Jüdischen Gemeinden und der Verfolgten des Nazi-regimes.

Auf der Einladung zur Einweihung des Mahn- und Gedenkmals am 7. August 1949, dem Schlüchterner Weitzelfest, stand „Jüdische Kultusgemeinde i. A. Alexander Kohn“. Seine Ansprache begann Wilhelm Praesent mit den Sätzen: „Ein seltsames und bedeutungsvolles Zusammentreffen: Am gleichen Tag, an dem die liebe alte Stadt Schlüchtern sich fröhlich der Wohltat ihres Mitbürgers J.J. Weitzel erinnert, wird auf dem Boden der gleichen Stadt der größten Untat dieses Jahrhunderts ge-



Reste des alten jüdischen Friedhofs in der Breitenbacher Straße. Foto: Egner

dacht, und Menschen versammeln sich zu der unheimlichsten Begräbnisfeier, die je im Kinzigtal begangen wurde, zu einem Begräbnis, bei dem die Toten fehlen.“¹² Im Vorfeld der Feier hatte es Irritationen gegeben, deren Ursachen nie zur Sprache kamen und über die bis heute nur Mutmaßungen angestellt werden: Der Evangelische Kirchenchor hatte seine Mitwirkung kurzfristig überraschend abgesagt, obwohl er im Einladungsschreiben bereits aufgeführt war. Alexander Kohn überantwortete im Auftrag der „Jüdischen Kultusgemeinde“ – und das waren nur er und seine Frau Paula – das Mahn- und Gedenkmal der Obhut der Stadt Schlüchtern, Bürgermeister Bertram übernahm es und gab sein Wort, dass der Boden, auf dem es steht und in dem jüdische Bürgerinnen und Bürger Schlüchterns bestattet sind, „wieder zu Ehren kommt“. Bei manchen Stadtführungen wird daran erinnert, dass es die beiden Kohns waren, die einzigen Rückkehrer der einst so großen jüdischen Gemeinde Schlüchterns, denen die Rettung dieses kleinen Rests des alten jüdischen Friedhofs und die Errichtung der Gedenkstelen zu danken ist.

Kohn entnazifiziert und verwaltet Heinleins Vermögen treuhänderisch – Nachsicht gegenüber der Nazi-Elite?

Die Amerikaner haben wenige Wochen nach der Niederrichtung Hitler-Deutschlands in ihrer Besatzungszone damit begonnen, ihre zentralen politischen Kriegsziele zu realisieren, die drei „D“ – Denazifizierung, Demilitarisierung, und Demokratisierung. Sie ordneten die Einrichtung regional zuständiger Laiengerichte an, der sogenannten Spruchkammern. Ihre personelle Besetzung mit ausgewiesenen Gegnern und Verfolgten des NS-Regimes erfolgte auf Vorschlag der wieder zugelassenen Parteien SPD und KPD sowie der neu gegründeten CDU und der Liberalen Partei. Die Schlüchterner Spruchkammer verhandelte im Landratsamt, und nach dem bis heute nicht geklärten Brandanschlag am 18.3.1947 auf ihre Sitzungsräume zog sie um ins Lautersche Schösschen. Die Schlüchterner SPD, die erste wieder zugelassene Partei, konnte nahtlos an ihre alte Tradition anknüpfen und benannte als

Mitglieder für die Spruchkammer des Kreises Schlüchtern unter anderen Hans Berthold aus Hintersteinau, den Huttener Bürgermeister Nikolaus Ochs, Karl Geist aus Steinau sowie Alexander Kohn, seit seiner Rückkehr wieder eingeschriebenes Mitglied im SPD-Kreisverband Schlüchtern. Ihm fiel jetzt die Aufgabe zu, an der politischen Säuberung des Kreises mitzuwirken und darüber zu urteilen, gegen wen seiner früheren Mitbürger Sühnemaßnahmen anzuordnen sind, und wer als Mitläufer mit einer geringen Zahlung an einen Wiedergutmachungsfonds glimpflich davonkommt. Die meisten Angeklagten, unter ihnen, damals wie jetzt angesehene Bürger, wird er gekannt haben, als Kunden, Geschäftspartner oder Nachbarn. Unter ihnen nationalsozialistische Parteifunktionäre und SA-Männer, die ihn und seine Frau nach der Machtergreifung in Haft genommen, die ihn kujonierte und klein gemacht, sein Geschäft boykottiert und seine Familie aus der Stadt vertrieben hatten. Die meisten werden ihm damals 1933 persönlich nichts getan haben, aber auch nichts Gutes, obwohl mancher die politische Möglichkeit dazu gehabt hätte, sei es auch nur mit kleinen Gesten, das schwere Los der Familie abzumildern. Ob Alexander Kohn jetzt der Gedanke kam abzurechnen? Auch in der „Schlüchterner Zeitung“, die damals ausführlich über die Spruchkammer berichtete, finden sich keine Hinweise darauf, dass er der Versuchung nachkam und seine Funktion als Mitglied der Kammer nutzte, um Rechnungen zu begleichen und per-

sönliche Rache zu üben. Am 5. September 1948 stellte die Schlüchterner Spruchkammer nach über zweijähriger Prüfung tausender Vorgänge und schriftlicher und mündlicher Verhandlungen ihre Tätigkeit ein.

Überhaupt: Es gibt noch mehr Anzeichen, die darauf hindeuten, dass Alexander Kohn seine Stellung als politisch und rassistisch Verfolgter des Nationalsozialismus und seine Nähe zur Ortskommandantur sowie seine Möglichkeiten als Mitglied der in jenen Monaten tonangebenden SPD nicht dazu nutzte, exponierte Nazis der Stadt zur Rechenschaft zu ziehen. Es scheint, als habe er dazu geneigt, auch jene eher mit Nachsicht zu behandeln, deren braune Vergangenheit ihm – sogar aus eigener leidvoller Erfahrung vor seiner Vertreibung – bekannt war. Vor allem auch seine Entscheidungen in der Sache Treuhänderschaft Heinlein nähren solche Spekulationen: Im August 1946 hatte das Amt für Vermögensverwaltung die Geschäftskonten Heinleins gesperrt und Alexander Kohn als Treuhänder eingesetzt. In dieser Funktion konnte nur er über das Firmenvermögen verfügen und in Abstimmung mit dem Amt Entscheidungen von größerer Tragweite treffen. Er und Heinlein schienen sich gut miteinander vertragen zu haben, zu gut, was ein beteiligter Anwalt kritisierte: „Herr Alexander Kohn lässt Herrn Heinlein offenbar völlig ungestört wirtschaften...“. Er dulde es, dass der agile Unternehmer in der Geschäftsführung unkontrolliert eigenmächtig schalte und walte, unter anderem durch die Vergabe eines Fi-



Belegschaft des Akolith-Werks, 3. von rechts: Richard Rupp, Büroleiter, 7. von rechts: Hans Frank, Vorarbeiter. Foto: privat

finanzierungsdarlehens an die Baugenossenschaft. Jedenfalls kam die Aufsichtsbehörde zu dem Schluss, dass der Treuhänder Kohn „seine Funktion nur mangelhaft erfüllt“ und deshalb durch einen „geeigneteren“ zu ersetzen ist.¹³

Neuer Start Geschäftsinitiative – das „Akolith-Werk in Sterbfritz

Alexander Kohn, voller Ideen und Tatendrang, hatte ein Gespür dafür, was das zerbombte Land und die Millionen in Baracken untergebrachten Flüchtlinge und Vertriebenen auf lange Sicht am notwendigsten brauchten: Wohnungen. Exemplarisch für die Not stehen die Dörfer im Bergwinkel, am markantesten vielleicht Sterbfritz, das der Krieg zwar verschont hatte, aber die 1200 Sterbfritzer mussten in nicht mehr als zwei Jahren 800 Zugezogene unterbringen, ohne zunächst auch nur einen zusätzlichen Quadratmeter Wohnfläche verfügbar zu haben. Das Gebot der Stunde hieß, den Menschen ein Dach überm Kopf zu geben, neuen Wohnraum zu schaffen und alte Gebäude zu erneuern. Deshalb verschwendete der jetzt Dreiundfünfzigjährige gar keinen Gedanken mehr darauf, seine früheren guten Geschäftsbeziehungen im Tabakhandel zu reaktivieren, sondern er wagte den Sprung vom Handel in die Produktion, in die für ihn neue und ungewohnte Fabrikation von Baustoffen. Er gründete eine Firma, kaufte ein Wiesengrundstück am Seembach in Sterbfritz – heute das vom Sinntaler Bauhof genutzte Eckgrundstück zwischen Weinstraße, Erbachstraße und Seemeweg – und errichtete hier nach der Betriebsbeschreibung vom 25. April 1947 eine Fabrik für den Bau von „Leichtbauplatten auf Holzfaserbasis mit Zementbindung“. Dem Unternehmen gab er den aus den Anfangsbuchstaben seines Vornamens und Familiennamens gebildeten Firmennamen „Akolith“-Werk Sterbfritz, angelehnt an den Markennamen „Heraklith“. Die aus Holzspänen und Zement gepressten Dämmplatten nannten die Sterbfritzer scherzhaft „Sauerkrautplatten“. Bald darauf baute er neben der Werkshalle ein Familienwohnhaus für seinen Schwiegersohn Fritz Zentner und des-

sen Frau Margret. Beide hatten 1947 mit ihrem gerademal vier Monate alten Töchterchen Helen (11. April 1947) die Tschechoslowakei illegal verlassen, wohnten zunächst in der Oberstorstraße 34 in Schlüchtern und zogen dann nach Sterbfritz, wo Fritz Zentner die Leitung des „Akolith“-Werks übernahm. Für sich selbst hatte Alexander Kohn ein kleines Appartement für die Dauer seiner Geschäfte in Sterbfritz reserviert. Eine weitere kleine Wohnung hatte er als Werkswohnung über der Fabrikationshalle eingerichtet. Diese hatte er für Hermann Frank und seine kleine Familie vorgesehen. Er stammte aus Alexander Kohns Geburtsort Roßhaupt. Beide hatten sich in den Dreißigerjahren in Tachau kennengelernt, und als Alexander Kohn erfuhr, dass die Franks in einem Vertriebenenlager in Bayern gestrandet waren, setzte er alle Hebel in Bewegung, um den tüchtigen jungen Mann nach Sterbfritz zu holen und ihm den Vorarbeiterposten anzuvertrauen.

Das ganze „Akolith“-Areal – und die angrenzende doppelt so große Fläche – wird heute genutzt vom Bauhof der Gemeinde Sinnatal mit der Gebäudeanschrift Seemeweg 18. In das Einfamilienhaus, heute Erbachstraße 2, zog nach der Auswanderung der Zentners 1953 Hermann Frank mit seiner Familie ein; seine Tochter Anni Bundschuh, geb. Frank, bewohnte es später bis zu ihrem Umzug nach Schlüchtern vor wenigen Jahren. Alexander Kohns Firma „Akolith“ machte erwartungsgemäß gute Umsätze. Als versierter Kaufmann war er bald bestens vernetzt und akquirierte Kunden in Hessen und der ganzen US-Besatzungszone, vor allem auch in benachbarten bayrischen Städten und Gemeinden. Einen seiner verlässlichsten Geschäftspartner und guten Berater hatte er in Karl Knothe, Besitzer des in der Region führenden Baustoffhandels.

Alexander Kohn behielt als Eigentümer die Planung der Fabrik, die verwaltungsmäßige und technische Abwicklung des Projekts und nach dem Anlaufen der Produktion das Management des ganzen Unternehmens selbst in der Hand und bestellte als seine „bevollmächtigten Vertreter“ seinen Schwiegersohn Fritz Zentner und seine Tochter Margret Zentner.

Die Idee zur Gründung der Firma

„Akolith“ und deren Betrieb als bedeutendes mittelständisches Unternehmen in den Nachkriegsjahren des Dorfes mit rund 20 Arbeitsplätzen waren allein sein Werk.

Die weitere Entwicklung der Firma ist schnell erzählt: Fritz und Margret Zentner sind mit ihrer Tochter 1953 ebenfalls nach New York ausgewandert. Das „Akolith“-Werk wurde an den Schlüchterner Kaufmann Heinrich Amrhein verpachtet, und nachdem die Nachfrage nach „Akolith“-Bauplatten stark zurückgegangen und die ganze Anlage ziemlich heruntergewirtschaftet war, verkaufte sie Alexander Kohn schließlich 1967 seinem alten vertrauten Vorarbeiter Hermann Frank. Nach den fast ein Jahr dauernden Aufräumarbeiten stieß er Restbestände ab und veräußerte die ganze Anlage der politischen Gemeinde Sterbfritz.

Der erfolgreiche Unternehmer in der exklusiven Bergwinkelgesellschaft

Die Freude über seine glückliche Rückkehr aus Exil und KZ und seine wirtschaftlichen Erfolge verliehen Alexander Kohn eine persönliche Souveränität, die er in dieser Stärke auch in seinen jungen Jahren nicht erlebt hatte. Sie war gepaart mit seinem vielseitigen Interesse und mit dem Drang, nichts mehr verpassen zu wollen und an allem aktiv teilzuhaben und teilzunehmen, was um ihn herum geschieht. Er suchte die Geselligkeit. Die fand er in reichem Maße, denn seine gegenwärtigen Privilegien als jüdischer Remigrant, seine Jovialität und sein selbstironischer Witz machten ihn zu einem unterhaltsamen gern gesehenen Kumpel und brachten ihm Beachtung und Beifall. Zu alten sozialdemokratischen Parteigenossen in Stadt, Kreis und Land pflegte er zwar nach wie vor übliche parteifreundschaftliche Beziehungen, aber in der konkreten Parteiarbeit auf Orts- und Kreisebene trat er nicht mehr profiliert hervor, sieht man einmal ab von seiner Mitgliedschaft in der Spruchkammer, zu der ihn seine Partei vorgeschlagen hatte. Es scheint, als stelle er als Arbeitgeber mit unternehmerischem Erfolg Glaubenssätze seiner Partei in Frage und empfinde sie nicht mehr als seine politische Heimat.

Dagegen reaktivierte er mit Schwung schon bald nach seiner Rückkehr Beziehungen zu den Jagdgenossen im Bergwinkel. Unter ihnen waren Persönlichkeiten wie Karl Rudolf und Willi Rollmann, denen er sich schon vor seiner Vertreibung auch menschlich verbunden gefühlt hatte, doch es waren in den Jahren danach Jäger hinzugestoßen, die sich gewiss nicht alle entlastend der Kategorie der nationalsozialistischen Mitläufer zuordnen konnten. Es waren 33 gestandene Männer, die sich am 25. Oktober 1947 im „Hessischen Hof in Schlüchtern“ zur Gründungsversammlung des „Hessenjäger e.V. Kreisgruppe Schlüchtern“ trafen, unter ihnen Breusch, Dehler, Grün, von Kühlmann, Kress, Knothe, Lübbert, Marschhausen, Rudzok, Stiebeling, Schlott, von Brandenstein und Wegmann, in ihrer Mitte Alexander Kohn.¹⁴ Eine andere Herren-Runde, in der sich Alexander Kohn auf den ersten Blick offensichtlich wohlfühlte, war das „Zwiebeleck“ in der damals renommierten Sterbfritzer Bahnhofsgaststätte, eine Art Stammtisch der „Besseren“ und Honoratioren des Dorfes – Ärzte, Förster, Bahnmeister, Apotheker und Geschäftsleute und Unternehmer wie er.¹⁵

Was mag Alexander Kohn in diesen geselligen Runden empfunden haben? Es hat den Anschein, als habe er sich in ihnen gut aufgehoben gefühlt. Aber es ist dennoch schwer vorstellbar, dass er sich als Gleicher unter Gleichen gefühlt haben könnte, lebten er und die anderen in ihren Erinnerungen und Erlebnissen doch getrennt in verschiedenen Welten. Er musste über die Fähigkeit verfügt haben, den Mitschuldigen zu verzeihen oder das schreckliche Geschehen zu verdrängen.

Worüber wird man sich, außer über die Jagd oder über die üblichen wirtschaftlichen Alltagsorgen, unterhalten haben? Dass man sich für Kohns und seiner Familie Schicksal sonderlich interessiert hätte, ist eher unwahrscheinlich. Kaum vorstellbar auch, dass einer mal die Verfolgung und Deportation der Juden und den Massenmord angesprochen oder auch die naheliegende Frage aufgeworfen hätte, warum keine der elf jüdischen Gemeinden im Kreis Schlüchtern mehr existiert und Alexander Kohn und seine Frau die einzigen Rückkehrer von einst rund 900

Juden sind. In jenen ersten Nachkriegsjahren war man so sehr mit der eigenen Not beschäftigt und vom eigenen Elend so besessen, dass man gar keinen Sensus für das Leid anderer hatte, geschweige denn den Willen, die Auslöschung des jüdischen Lebens in der überschaubaren heimischen Region bewusst wahrzunehmen und zu reflektieren. Man fühlte sich nach dem „verlorenen Krieg“ und dem „Zusammenbruch“ selbst als Opfer in einem viergeteilten, besetzten, darniederliegenden Land. Hätte einer wie Alexander Kohn von der Ermordung seiner Verwandten in Konzentrationslagern gesprochen, hätten ihm die anderen ihre Gefallenen und Bombentoten dagegen aufgerechnet, die Vermissten und Verschollenen, die Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen. In Alexander Kohns Runden wusste man noch nichts vom Massenmord an den Juden, oder wollte nichts davon wissen. Im Übrigen war ja das braune Gedankengut nicht mit dem Kriegsende verschwunden, und wer danach suchte, fand seine Voreingenommenheit gegenüber den Juden ja auf Schritt und Tritt bestätigt, etwa in der privilegierten Behandlung des Alexander Kohn durch die Besatzungsmacht.

Wir wissen nicht definitiv, wie Paula Kohn auf die Betriebsamkeit ihres Mannes in den exklusiven Männerrunden reagierte. Vielleicht hielt sie ihm, dem ausgemachten Draußen-Menschen, vor, sie zu vernachlässigen und vereinsamen zu lassen, sie, die doch früher Mittelpunkt der Familie war, die den Haushalt versorgt, das Tabakwarengeschäft geführt und Kontakte zu Freunden in ihrer Partei, zu Verwandten und Menschen im jüdischen und nichtjüdischen Umfeld gepflegt hatte. Es spricht manches dafür, dass sie ihm in ihrer offensiven und prinzipientreuen Art auch den Vorwurf der Distanzlosigkeit zu jenen machte, die das nationalsozialistische Regime mitgetragen und sich insofern an seinen Verbrechen mitschuldig gemacht haben. Wir knüpfen unsere Vermutungen an eine Äußerung im Interview ihrer Tochter Margret, die davon spricht, dass ihre Mutter vor Angst zusammenfuhr, wenn jemand „an der Tür klingelte“ – es könne ja ein „Uniformierter“ sein, der sie abholen will. Freundschaftliche Kontakte zu Nichtjuden vermied

sie, ihr Mann suchte sie. Es wirkt ja in der Tat irgendwie befremdlich und verstörend, mit welcher wohlwollender Naivität Alexander Kohn die Verwicklung seiner Jagdgenossen und Stammtischbrüder ins nationalsozialistische Regime übersah oder in Kauf nahm oder die Herren allenfalls für geläuterte Nazis hielt. Die freundliche Aufnahme in ihre Kreise – auch wenn sie bei einigen nur fassadenhaft war – mag seine Blindheit ebenso begünstigt haben wie seine Scheu vor emotionaler Verstimmung und rationaler Auseinandersetzung.

Kohns verlassen ihre neue fremde Heimat

Man wundert sich darüber, dass Alexander Kohn, schon nach wenigen Jahren seine Auswanderung in die USA in die Wege leitete, hatte er doch gerade erst sein „Akolith“-Unternehmen gegründet, es auf Wachstumskurs gebracht und sich selbst im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Region in jeder Hinsicht erstaunlich etabliert, wie es nach außen schien. Jetzt aufgeben und auswandern – das wird er gewiss nicht aus eigener Initiative und leichten Herzens getan haben. Die treibende Kraft zu dieser Entscheidung hin war auch in dieser Lebenssituation wieder seine Frau, Paula Kohn. Anders als ihr Mann hatte sie nicht die innere Kraft und wohl auch nicht den Willen dazu, traumatische Erinnerungen an das erlittene Unrecht und den Gedanken an die ermordeten Verwandten, Nachbarn und Weggefährten an sich abprallen zu lassen und sich mit der Situation, wie sie nun einmal ist, zu arrangieren und „die Vergangenheit ruhen zu lassen“.

Wie oft wird sie ihm sein zur Schau getragenes Nahverhältnis zu den Honoratioren mit brauner Vergangenheit vorgehalten und ihm gesagt haben, dass seine arglose Hoffnung auf „ein anderes Deutschland“ eine Illusion sei. Deshalb könne man nicht an das frühere „normale“ Leben anknüpfen, denn es sei nichts geblieben, wie's war, und deshalb gebe es kein „Weiter so“. Ihre Prinzipientreue hinderte sie daran, normale nachbarschaftliche Beziehungen zu nichtjüdischen Familien in Schlüchtern und Sterbfritz zu suchen.



Margret Zentner-Kohn, Vierte von rechts, zu Besuch in Sterbfritz 1998. Von rechts: Johanna Knothe, Otti Koch-Knothe, Donald Knight, Margret Zentner, Anneliese Bundschuh geb. Frank, Marianna Brehm, Heinrich Euler, Greta Euler.
Foto: Kinzigtal-Nachrichten

Deutschland blieb für sie das Land der Täter. Ihre Lieben waren ermordet worden, Überlebende waren emigriert, jüdisches Leben in der Region war ausgelöscht worden, der Anschluss an ihr früheres gesellschaftliches Umfeld war verloren. Dieses Leben, so eine Art gesellschaftlich und mental krank machende Isolation, weiterzuführen, überstieg ihre Kräfte. Sie bedrängte ihren Mann, die erforderlichen geschäftlichen Angelegenheiten zu regeln und die Zelte abzubauen. Er vertraute seine Firma seinen „bevollmächtigten Vertretern“ Fritz und Margret Zentner an und meldete sich im Rathaus Schlüchtern ab. Der Beamte protokollierte am 12. Dezember 1949: Wegzug von Alexander und Paula Kohn nach New York.

Neubeginn in der Neuen Welt

In der neuen Heimat fiel es Alexander und Paula Kohn schwer, Boden unter die Füße zu bekommen. Nach mehreren Monaten ohne Arbeitseinkünfte verdingte er sich in einem Kaufhaus als Packer und versuchte schließlich einen neuen beruflichen Start im Handel mit böhmischen Glaswaren. Wegen geschäftlicher Verpflichtungen in seinem „Akolith“-Werk und zur Abwicklung strittiger Verfahren mit der Entschädigungsbehörde und der Wiedergutmachungsstelle kehrte er zeitweilig wieder nach Schlüchtern und Sterbfritz zurück.

Fritz Zentner lebte derweil mit seiner kleinen Familie in dem neuen Haus auf dem „Akolith“-Gelände. Als der Tag der Einschulung ihrer Tochter Helen in die Sterbfritzer Schule näherkam, fassten auch sie den Entschluss

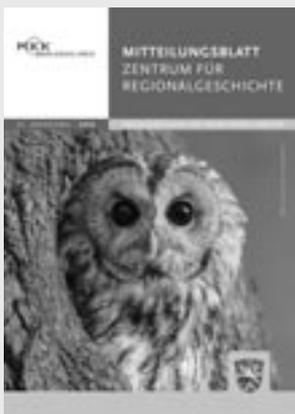
auszuwandern. Sie wollten nicht, so begründet es Margret, dass „Helen das einzige jüdische Kind in der Schule ist.“ Sie verließen die Heimat im April 1953. In New York fassten sie in einem Stadtteil Fuß, in dem bereits die Eltern lebten. Margret Zentner berichtet, dass sie nach dem frühen Tod ihres Mannes im Jahr 1961, „vor dem Nichts“ gestanden“ und „noch mal ganz von vorne angefangen“ hat. Sie machte eine Ausbildung und verdiente ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter Helen als medizinisch-technische Assistentin. Als ihre Eltern kränklich und gebrechlich wurden, kauften sie zusammen ein Haus im New Yorker Stadtteil Bayside. Margret kümmerte sich um sie, solange sie lebten. Alexander Kohn verstarb im hohen Alter von 91 Jahren am 16. Februar 1984, seine Frau Paula überlebte ihn um zwei Jahre. Margret folgte 1998 der Einladung der Stadt Schlüchtern zu einer Begegnung der in alle Welt zerstreuten jüdischen Schlüchterner. Tief bewegt, bekannte sie, habe sie das Wiedersehen mit guten alten Freundinnen und Freunden aus ihrer Zeit in Sterbfritz.

Nachwort

Alexander und Paula Kohn waren in ihre Bergwinkel-Heimat wie in ein fremdes Land zurückgekehrt. Im Exil und im Lager waren sie andere Menschen geworden, und die zwölf Jahre Nationalsozialismus haben das frühere Zusammengehörigkeitsgefühl von nichtjüdischen und jüdischen Schlüchternern zerstört. Die Rückkehr der Kohns in ihre Heimat hatte keine Dauer, sie blieb eine Etappe. Sie dauerte vier Jahre und zwanzig Tage.

- ¹ P. Arnsberg, Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Anfang, Untergang und Neubeginn. Bd. 1 und 2, Frankfurt M 1971. Jüdische Gemeinde Schlüchtern, Bd. 2, S. 278 ff. sowie P. Hecker, Juden-Deutschland (Schlüchtern) <https://www.peterheckert.de/juden/juden-deutschland/>
- ² Hessisches Haupt-Staatsarchiv Wiesbaden (fortan: HHStAW): Entschädigungsakte (3 Bde.). Abt 518 Nr. 10379
- ³ Zentner, Margret: USC Shoah Foundation. Visual History Archive. Interview mit Margret Zentner, geb. Kohn, am 26.5.1995. <https://collections.ushmm.org/search/catalog/vha2873> am 09.07.2020. Transkription und Übersetzung Inga Heß und Clas Roehl. (fortan: Zentner)
- ⁴ Zentner, ebd.
- ⁵ L. Krucker, Zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Schlüchtern, in: „Unsere Heimat. Mitteilungen des Heimat- und Geschichtsvereins Bergwinkel e.V.“ 4/1988, S. 31–56.
- ⁶ Siehe dazu A. Kühnert, Bergwinkel Erinnerungen. Über Volksglaube, Heile Natur und Kriegswirren, Schlüchtern 1995, Bd. 3, 150; sowie A. Merx, Vereinsgeschichte des Kreisjagdvereins Schlüchtern e.V. Vereinsgeschichte von 1947 bis 1952 (PDF-Dokument Jagdchronik).
- ⁷ W. Praesent, Bergwinkel-Chronik. Zeittafel und Bildband zur Geschichte des Kreises Schlüchtern, 2. Aufl. 1968, 163. Siehe dazu auch HHStAW: Entlassung aus dem deutschen Staatsverband. Abt. 659 Nr. 25957 und HHStAW: Verhängung der Schutzhaft gegen A. Kohn. Abt. 660 Nr. 892.
- ⁸ Deportationslisten: www.statistik-des-holocaust.de/Hessen/Hessen-Nassau Statistik und Deportation der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich. Bezirksstelle Hessen/Hessen-Nassau. <http://www.statistik-des-holocaust.de> am 10.07.2020.
- ⁹ HHStAW: Friedhofschändung. Heinlein, Wester. Abt. 471 Nr. 9.
- ¹⁰ M. Kingreen, Das Recht auf Totenruhe war plötzlich nichts mehr wert. Das Schicksal des jüdischen Friedhofs in Schlüchtern. Aus Grabsteinen wurde eine Fabrikmauer. Heute Enthüllung einer Gedenktafel, in: Frankfurter Rundschau vom 14.9.2000.
- ¹¹ HHStAW: Friedhofschändung, a.a.O.
- ¹² Zit. nach Kingreen, a.a.O.
- ¹³ C. Wittrock, Saubere Geschäfte, weiße Westen und Persilscheine. Die Geschichte der Seifenfabriken in Schlüchtern und Steinau seit 1825, Hanau 2002, 141 f.
- ¹⁴ Merx, ebd.
- ¹⁵ E. Müller-Marschhausen, Das „Zwiebeleck“ – Treff der Besseren und der Berühmten, in: Bergwinkel-Chronik. Heimatkalender 2015, 61–71.

MITTEILUNGSBLÄTTER ZUM NACHBESTELLEN



Das Mitteilungsblatt des Zentrums für Regionalgeschichte erscheint im 45. Jahrgang. Zahlreiche Hefen können Sie per E-Mail an zfr@mkk.de nachbestellen.

Besuchen Sie virtuell das Zentrum für Regionalgeschichte auf der Homepage des Main-Kinzig-Kreises (www.mkk.de/buergerservice/lebenslagen_1/sport_kultur_ehrenamt).

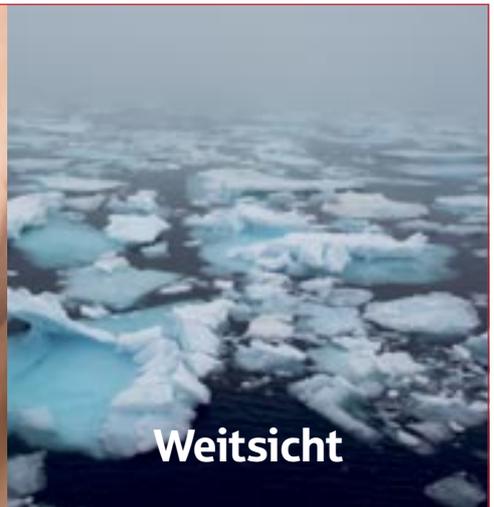
Wenn Sie Autor des Mitteilungsblattes werden möchten, wenden Sie sich bitte per E-Mail an zfr@mkk.de.



Respekt



Vielfalt



Weitsicht



Verantwortung

Weil's um mehr als Geld geht.

Wir setzen uns ein für das, was im
Leben wirklich zählt. Für Sie, für
die Region, für uns alle. **Mehr auf**
sparkasse.de/mehralsgeld

 **Kreissparkasse
Gelnhausen**

IMPRESSUM

Herausgeber:

Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises
Amt für Kultur, Sport, Ehrenamt und Regionalgeschichte

Bezugsadresse:

Main-Kinzig-Kreis – Zentrum für Regionalgeschichte
Barbarossastraße 24 · 63571 Gelnhausen
Telefon 06051-85-13730/-14318 · Telefax 06051-85-14611
E-Mail: christine.raedler@mkk.de
www.mkk.de

Redaktionsschluss der vorliegenden Ausgabe war der 31.12. 2020

Redaktion: Christine Raedler

Layout und Gesamtherstellung: United Power Fields UG · Hanau

Preis: 7,- € zzgl. Versandkosten

Anmerkung:

Für Wortlaut und Inhalt jeder Veröffentlichung ist der Verfasser verantwortlich.
Mit der Einsendung wird das Recht zu redaktioneller Bearbeitung anerkannt.
Nachdruck mit Genehmigung gestattet.

© Alle Rechte bleiben bei der Redaktion.

 **MAIN-KINZIG-KREIS**

ISSN 2190-6041



Carl friderich Forstmeister von Gelnhausen
probans 4